

# Eine andere Welt ist möglich

## Betrachtung aus theologischer Sicht

**Sandra Lassak**

Referentin für theologische Grundfragen,  
MISEREOR · AACHEN

**D**ie diesjährige Fastenaktion lädt zu einer Neuausrichtung unserer Lebensweise ein: „Es geht! Anders.“ Und vielleicht wurde uns in der Zeit der Corona-Pandemie, die auf die Grenzen unseres Systems in aller Schärfe hingewiesen hat, bewusst, dass es nicht nur anders gehen kann, sondern auch anders gehen muss. Die Pandemie führt uns die sozialen und ökonomischen Ungleichheiten sowohl im nationalen als auch internationalen Zusammenhang und die damit verbundenen Ausbeutungsstrukturen deutlich vor Augen. Die dadurch sozusagen „erzwungene“ Entschleunigung, der Stillstand der globalisierten Mobilität, der radikale Einschnitt in normalisierte Abläufe und Gewohnheiten haben die Erde (und uns?) für einen Moment vielleicht aufatmen lassen. Entgegen des weitverbreiteten Glaubens vermeintlicher Alternativlosigkeit unseres Systems wurde klar: Unterbrechungen sind machbar und es geht auch anders.

Dabei gilt es, das als sicher Geglaubte zu hinterfragen und unsere Beziehungen zur Welt, zur Natur kritisch in den Blick zu nehmen und gemeinsam nach Alternativen zu suchen. Individuelle Veränderungen der eigenen Lebensweise sind notwendig und sinnvoll. Aber ebenso bedarf es neuer Politikansätze, die die Voraussetzungen dafür schaffen, dass diese anderen Lebensweisen auch umgesetzt werden können. Um es zugespitzt zu sagen: plastikfrei leben und einkaufen im Bioladen reichen nicht aus, um strukturelle Ungleichheiten aufzubrechen und eine gerechtere Gesellschaft zu schaffen. Ethischer Konsum muss einhergehen mit einer kritischen Reflexion der eigenen Bedürfnisse: Was brauchen wir wirklich? Ebenso bedarf es gesetzlicher Regelungen zu einer sozial gerechten Verteilung unter der Wahrung ökologischer und sozialer Kriterien sowohl im nationalen wie auch internationalen Maßstab (z. B. Lieferkettengesetz). Es geht um eine umfassende ökologische Umkehr, die nur gemeinschaftlich vollzogen werden



*Gemeinsam die Fülle des Lebens wahrnehmen*

kann. So fordert es auch Papst Franziskus in seiner Umwelt- und Sozialenzyklika ‚Laudato si‘.

Wie können die verschiedenen Maßnahmen, die unter den Bedingungen der Corona-Pandemie scheinbar Unmögliches möglich gemacht haben, nicht nur als Ausnahmefall gelten, sondern zukunftsfähig gemacht werden? Wie lassen sich diese Erfahrungen für einen nachhaltigen Veränderungsprozess unserer Lebens- und Produktionsweise nutzen hin zur Überzeugung, dass „weniger mehr sein kann“? Wie kann der Kreislauf des immer Mehr (an Arbeit, Besitz und Konsum) durchbrochen, Ängste vor Mangelserfahrungen genommen und Verzicht als etwas Befreiendes erfahren werden? Und zugleich auch diejenigen nicht zu vergessen, die durch die Einschränkungen in existenzielle Nöte geraten. Für eine grundlegende Neuorientierung muss dies mitbedacht werden und andere Gesellschaftsstrukturen und Arbeitsmodelle müssen neu gedacht werden, sodass die Entscheidung für eine andere Lebensweise kein Luxusgut ist, sondern möglich für alle. Denn die materielle Basis zur Sicherung der Lebensgrundlagen ist unabkömmlich, um kreative Potenziale zur Entwicklung von Alternativen freizusetzen. Und es gibt bereits weltweit unzählige Beispiele dafür, wie Menschen und soziale Bewegungen sich gegen das zu frühe Sterben und die Zerstörung „unter Einsatz legitimer Druckmittel“ (LS

38) einsetzen. Dabei leitet sie die Vision eines Guten und das heißt eben auch gesunden Lebens.

### **Die Frage danach, wie wir anders leben können, ist keine theoretische Angelegenheit**

Sie nimmt überall dort Gestalt an, wo Menschen aus dem Glauben daran, dass Veränderung möglich ist, sich miteinander organisieren und sozial-ökologische Utopien jenseits des Paradigmas unbegrenzten Wachstumszwangs entwerfen. Beispiele dafür sind z. B. Modelle solidarischen Wirtschaftens, die Förderung regionaler, biologischer Landwirtschaft anstelle von exportorientierter, chemieabhängiger und stark Fleisch produzierender Landwirtschaft, kollektive Formen des Zusammenlebens, in denen Ressourcen geteilt werden und Gemeinschaftlichkeit praktiziert wird. Das sogenannte „Gute Leben für alle“ und der Aufbau einer zukunftsfähigen Gesellschaft werden nur möglich sein, wenn wir gemeinsam – und das heißt eben auch mit Menschen aus Afrika, Asien und Lateinamerika – Wege in solidarische Lebensformen suchen. Diese Solidarität muss sich auch auf die Tier- und Pflanzenwelt beziehen. Die aktuelle sozial-ökologische Krise führt uns vor Augen, wie sehr das Zusammenleben auf unserem Planeten aus dem Gleichgewicht geraten

ist. In einer von moderner Technologie beherrschten Welt ist uns das Bewusstsein, selbst Teil der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeiten zu sein, ziemlich abhandengekommen und muss erst wieder neu entdeckt werden. Wie ein solcher schöpferischer und wertschätzender Umgang mit der Natur aussieht, können wir von indigenen Völkern lernen. Sie konnten sich an vielen Orten trotz Unterdrückung ihrer Kultur und Lebensweise ein naturnahes Leben bewahren. Erfülltes, „Gutes Leben“ wird durch eine gemeinschaftliche Art und Weise des Lebens und Arbeitens hergestellt. Leben in Fülle heißt in der Kosmovision indigener Völker nicht, immer mehr zu besitzen. Stattdessen geht es um die Fülle an Beziehungen, die sich durch Wechselseitigkeit und Harmonie auszeichnen. Das soll nicht heißen, dass die Naturnähe ein ausschließliches Charakteristikum der indigenen Völker ist und sie zu Hütern der Natur romantisiert werden. Vielmehr spiegeln sie uns eine innere Verbundenheit mit allen Lebewesen, die in jedem und jeder von uns angelegt ist.

### **Tiefe Verbundenheit mit allen und allem**

Aufgrund dieser inneren Verbundenheit aller mit allem im Gemeinsamen Haus, das wir bewohnen „[...] ist eine Sorge für die Umwelt gefordert, die mit einer echten Liebe zu den Menschen und einem ständigen Engagement angesichts der Probleme der Gesellschaft verbunden ist.“ (LS 91). Diese tiefe Verbundenheit und die Sorge um würdiges, gutes und vor allem geheiltes Leben für alle, hat auch Jesus nicht nur durch sein heilendes Wirken vermittelt, sondern in seinem ganzen Tun und Reden war er Zeichen des Widerspruchs gegen unrechte und lebensverneinende Verhältnisse. Zahlreiche biblische Geschichten geben Zeugnis davon, wie er gegen den Strom der damaligen Gesellschaft geschwommen ist, kulturelle, religiöse und auch politische Grenzen überschritten hat, um deutlich zu machen, dass die Wahrung des Lebens über jeglichen menschengemachten Gesetzen steht. Dies bedeutete oftmals aber auch, in den Konflikt zu gehen, sich gegen die Herrschenden und ihre (Besitz-)Interessen zu stellen und wie Jesus die Händler aus dem Tempel zu werfen (Mt 21,12 ff.). In diesem Sinne heißt christliche Nachfolgepraxis heute, Widerstand zu leisten gegen lebensverneinende Systeme, uns einzumischen und gemeinsam mit sozialen Bewegungen für eine andere Welt, die ökologisch, nachhaltig und solidarisch zukünftiges „anderes“ Leben ermöglicht, einzustehen.

## **PRAXIS TIPP**

### **STATIONENWEG**

#### **ZEIT**

Für den gesamten Stationenweg schlagen wir vor, einen ganzen Tag (ca. 6 Stunden inklusive Mittagspause) einzuplanen. Natürlich können Sie die einzelnen Stationen z. B. an einzelnen Abenden „begehen“. In jedem Falle sollte Station Fünf behandelt werden, um als Gruppe / Gemeinde Motor der Befreiung zu sein. Pro Station werden mindestens 20 Minuten benötigt.

#### **MATERIAL**

[www.misereor.de/stationenweg](http://www.misereor.de/stationenweg)

Machen Sie sich selbst, als Gemeinde oder Gruppe, auf den Weg, der spirituelle Besinnung mit politischem Engagement verbindet.